

Frieder Otto Wolf

Bekenntnis und „Bekenntnis“

Eine sprachanalytische Übung

Die deutschen Ausdrücke „Bekenntnis“ und „Sich-Bekennen“ sind analytisch nicht einfach zu durchschauen. Das wird etwa deutlich, wenn wir sie übersetzen wollen: Lateinisch *confessio* bzw. *confiteri* bieten sich zwar an – werfen aber auch sogleich Probleme auf. Das zeigt sich deutlich *zum einen* bei der Rückübersetzung – kontextfrei würden die meisten hier wohl eher an ein „Geständnis“ oder eben „(ein)gestehen“ denken, etwa im Sinne des auf Deutsch ja auch noch möglichen „Schuldbekenntnisses“. *Zum anderen* hat das entsprechende Fremdwort „Konfession“ in der nachreformatorischen deutschen Geschichte einen erheblich verengten Sinn angenommen, der sich etwa mit „Zugehörigkeit zu einer etablierten christlichen Kirche“ deckt.

Zweifelsfrei geht es aber in einem Bekenntnis immer um einen performativen Akt, also um ein sprachliches Handeln, durch das eine neue Wirklichkeit geschaffen wird. Beispielsweise hat, wer vor dem zuständigen Standesbeamten unter bestimmten Voraussetzungen (Ehemündigkeit, Ehefähigkeit usw.) die Frage, ob er oder sie die anwesende Person heiraten will, sofern diese das konvers Gleiche erklärt, damit eine Ehe geschlossen, also ein neues Verhältnis geschaffen.

Als performativer Akt kann sich ein Bekenntnis sprachlich auf das bloße Ja-Sagen beschränken – vorausgesetzt, dass die entsprechende Frage gestellt worden ist. In dieser Frage muss klar sein, an wen sie gerichtet ist – wer soll sich bekennen? – und zu was sich der derart Angesprochene bekennen soll.

Der Inhalt jedes Bekennens besteht nämlich in einem spezifischen Bezug auf etwas – mensch (um nicht „man“ sagen zu müssen) bekennt sich zu einer Person, zu einer Auffassung, einem Anliegen oder einer Haltung, zu der er in einem bestimmten Verhältnis steht – und zwar vor einem dafür spezifisch geeigneten Adressaten. Und derjenige Mensch, der sich auf diese Weise bekennt, beantwortet dadurch immer auch die Frage etwas näher, wer er ist.

Wie der sich bekennende Mensch sein Bekenntnis zum Ausdruck bringt – auch ob dies sprachlich oder durch eindeutige Gesten geschieht – ist dabei völlig irrelevant. Ebenso gleichgültig ist, ob und gegebenenfalls, wie gut er (immer auch sie) dieses Bekenntnis begründet. Allein dadurch, dass er sich bekennt, schafft er die Realität seines Verhältnisses zu dem Bezugsgegenstand seines Bekenntnisses. Ein Paar etwa, das sich gegenseitig seine Liebe bekennt, konstituiert sich damit als Liebespaar – ganz unabhängig davon, über welche Begriffs- oder Vorstellungswelt die beiden verfügen und wie sie dieses Bekenntnis einander kommunizieren.

So weit ist der deutsche Sprachgebrauch hier durchaus erhellend analysierbar. Dass hier zum Teil „Gestehen“ und „Geständnis“ als Synonyme erscheinen, verweist wohl darauf, welche bedeutende Rolle Herrschaftseffekte und Schuldgefühle in unserem Leben spielen. Aber es dürfte einleuchten, dass Rede vom Bekenntnis oder vom Sich-Bekennen darauf nicht angewiesen ist, sondern auch in freien und nicht schuldverstickten Verhältnissen funktionieren kann.

Dieses ziemlich klare Bild wird aber durch eine christliche Religionsgeschichte überlagert, in der – einzigartig in der Religionsgeschichte – das Bekenntnis zu Jesus Christus und der von ihm gestifteten Kirche an den Wortlaut eines Textes (des „Glaubensbekenntnisses“) gebunden wurde – so sehr, dass bekanntlich ein Buchstabe (der den Unterschied zwischen Gottgleichheit und Gottähnlichkeit ausmachte) eine Kirchenspaltung begründete.

Die historischen Ursachen und Gründe für diese – gegenüber älteren Gestalten auch des Christentums durchaus dramatische – Entwicklung brauchen uns hier nicht zu interessieren. Es genügt festzustellen, dass diese Bedeutung von „Bekenntnis“ nur innerhalb der christlichen Kirchen – etwa seit dem 2. Jahrhundert – sinnvoll anwendbar ist. Andere Weltanschauungen als die der sich etablierenden und dann etablierten christlichen Kirchen brauchen keine derartigen Texte zu entwickeln, um sich ernsthaft als Weltanschauungen zu artikulieren.

Nun könnte eingewendet werden, dass dies ja gut und schön ist bei einem Bekenntnis zu einer Person, einer Partei oder auch einer einfachen Sache, wie etwa der Haltung, keine Tiere essen zu wollen. Aber wenn es um Weltanschauungen ginge, sehe die Sache doch ganz anders aus: Da brauche mensch eben einen Text, der definitiv festhalte, zu was sich bekannt wird.

In unserer Kultur sind wir selbstverständlich gewohnt, dass alles in Textgestalt auftritt. Das verleiht dem Argument eine gewisse Plausibilität. Aber etwa die Himmelscheibe von Nebra, der Apollo von Belvedere, Rembrandts Selbstporträts, Renoirs Badende oder Picassos Guernica – artikulieren sie etwa keine Weltanschauung? Kunstwissenschaftler, Ästhetiker und Philosophen können das zu explizieren versuchen, aber diese Explikationen können die ursprüngliche Artikulation nicht ersetzen.

Gerade in der humanistischen Tradition ist dieser Gedanke einer ästhetischen Artikulation einer Grundhaltung als Weltanschauung noch einen wichtigen Schritt weiter getrieben worden: Als schöne Rede und als Literatur führen humanistische Schriften, auch philosophisch-argumentative, eine humanistische Grundhaltung exemplarisch vor, ohne ihr eine definitive, ein für alle Mal gültige Fassung geben zu können oder zu wollen.

Das ist für die affirmative und dogmatische Tradition in der Philosophie – der gewöhnlich auch die Szientisten angehören – einigermaßen schwer zu verdauen. Wer jedoch einmal den Grundgedanken der undogmatischen Skepsis begriffen hat, dass alles Philosophieren letztlich inkonklusiv bleibt, also keine letzten Schlüsse erreicht, dass aber die Arbeit am „Wahrscheinlichen“ aller Ehren wert ist, der wird hieran gar keinen Anstoß nehmen können.

Wenn es als ein „Glaubensbekenntnis“ im Sinne der etablierten christlichen Kirchen verstanden würde, wäre daher ein „humanistisches Bekenntnis“ eine Absurdität. Das nimmt aber dem ganz realen humanistischen Bekennt-

nis zu einer niemals abschließend formulierbaren Lebenshaltung und zu einer damit verbundenen unvermeidlich unvollständigen Weltanschauung aber nichts von seinem Ernst und seiner Entschlossenheit – selbst wenn in humanistischen Schriften vielleicht eher die immer wieder neu zu erobernde Heiterkeit und Leichtigkeit menschlichen Seins betont und über allzu biederen Ernst gespottet wird.

Wir als im HVD organisierte Humanistinnen und Humanisten können uns also entschieden zu unserer humanistischen Weltanschauung bekennen, ohne dabei die christliche Form des Glaubensbekenntnisses „bedienen“ zu müssen. Und wir können diese Weltanschauung auch artikulieren, ohne immer gleich den Versuch zu machen, ein vollständiges Bild unserer Welt zu zeichnen. Aber das ist eine weitere Untersuchung, die wir noch anstellen müssen.